

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1909

265 (12.11.1909) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 91

Unterhaltungsblatt zum Volksfreund.

Nr. 91. Karlsruhe, Freitag den 12. November 1909. 29. Jahrgang.

Inhalt der Nr. 91:
Neue Glücksquellen. — Meine Jubiläumsuhr. — Sehnsucht (Gedicht). — Fremdwörter. — Arbeiter-Gebot. — Aus allen Gebieten. — Allerlei. — Aus den Witzblättern. — Literatur.

Neue Glücksquellen . . .

Zu dem auf dem Leipziger Parteitag verhängten Schnapsboykott schreibt Hans Ostwald, der bekannte Schilderer lumpenproletarischen Lebens im „Tag“: Die Sozialdemokratie konnte mit gutem Gewissen dem Arbeiter die Glücksquelle des Schnapses verstopfen. Sie hat ihm nämlich seit Jahrzehnten neue Glücksquellen eröffnet: den Kampf für eine bessere Existenz und um höhere geistige Güter. Nur wer selbst in Werkstätten und Fabriken gearbeitet hat, weiß, wie der Alkoholrausch weit übertroffen wird von dem Fieber, das alle Arbeiter, Handwerker, Nähterinnen und alle möglichen anderen weiblichen Arbeiter beherrscht, wenn wichtige Versammlungen bevorstehen oder vorüber sind, wenn Besprechungen im engen Kreis abgehalten werden sollen, oder wenn politische Ereignisse von Bedeutung sich abspielen. Die Auseinandersetzungen im Gespräch nehmen dann eine Heftigkeit und Leidenschaftlichkeit an, die über die schwerste und nützlichste, eintönigste und anstrengendste Arbeit hinwegtäuschen. Ja, viele Arbeiter und arbeitende Frauen leben nur an den Abenden. Sie haben immer etwas vor: bald finden prinzipielle Auseinandersetzungen statt, bald sind Zahlabende, bald auch nur Vorstandssitzungen, Turnabende oder sonst eine Zusammenkunft. Die Arbeitsstunden werden oft als nur nebensächliche Zeitausfüllung empfunden. Sie sind nur die Vorbereitungen zum eigentlichen Leben: zum Leben in den Abendstunden. Sie bedeuten vielen Arbeitern nicht mehr den Schlaf. Aber in den Abendstunden fließen die Glücksquellen in den vielen Zusammenkünften, in denen der Schnaps eigentlich nie eine bedeutungsvolle Größe vorstellte, in denen er jetzt sogar zur Null geworden, zur Freude aller Kulturfreunde.

Meine Jubiläumsuhr.

Von P. H. Scheidemann.
Sie ist mir in feierlicher Weise etwa zwei Monate nach dem Jubiläum überreicht worden, und in herzergründender Weise wurde meine Vereinstreue den jüngeren Mitgliedern als vorbildlich gepriesen. Ich war sehr gerührt. Und wenn ich Zeit gehabt hätte, länger bleiben zu können, dann würde ich vermutlich eine ebenfalls ergreifende Rede gehalten haben. Aber ich konnte nur einige Dankesworte stammeln, weil gegen Mitternacht der Sonderzug fuhr, der mich nach München bringen sollte.
„Gute Nacht, Kollegen!“
„Gute Nacht! Möge dir die Uhr nur frohe Stunden weisen!“

Seitdem ich die Mühe trage, bin ich meines Lebens nicht mehr froh geworden. Dabei steht sie so freundlich aus, so zutraulich, so absolut zuverlässig. Schon die klaren Ziffern flößen Vertrauen ein. Sie sind nicht wie auf den meisten anderen Uhren falschen römischen Charakters, sondern „deutsch“, wie wir die arabischen Ziffern nennen. Der Rand ist goldig anzuschauen, der silberne Mündendeckel ist kräftig genarbt und macht einen über-

aus soliden Eindruck. Seine Innenseite ist durch folgende Widmung ausgezeichnet: „Für fünfundsiebenzigjährige treue Mitgliedschaft. 20. V. 1908.“

Doch klappen wir den Deckel wieder zu und freuen wir uns der Außenseite. Sie ist bestrickend. Aber das Äußere täuscht. Meine Uhr gleicht einem schönen Weib, das statt des Herzens einen Stein im Leibe trägt. In Wirklichkeit ist's noch schlimmer: fünfzehn Steine birgt das Innere meiner Uhr, meiner Jubiläumsuhr. Das Schenkal betrügt mich zielklar und konsequent. Meine freundlichsten Anreden haben nichts genützt. Die Verräterin lacht mir freundlich, ich könnte sagen: liebevoll ins Gesicht, aber das alles ist Maske.

Schon am ersten Abend legte sie mich hinein. Ich drücke mich nicht gern auf Bahnhöfen herum und pflege erst zu kommen, wenn es wirklich Zeit ist. Ein Blick auf die neue Uhr sagte mir: du kommst pünktlich, eine Minute vor Abgang des Zuges. Als ich in die Bahnhofshalle eintrat, sah ich den Zug gerade davonziehen. Die Jubiläumsuhr humpelte zwei Minuten nach.

Das war ein vielversprechender Anfang am ersten Abend. Ich verlor nahezu einen ganzen Tag, hatte viel Ärger und endlose Schreierei mit der Eisenbahnverwaltung wegen des Sonderzugbillets.

Ich trotzte wieder heim und brachte dadurch die ganze Familie, die kaum zu Bette gegangen war, in Aufregung. Vorzweifel hatte ich die Uhr nun genau nach der Bahnhofszuhr gestellt.

Am andern Tage fuhr ich dann fort. In Würzburg war längerer Aufenthalt. Ich stieß auf einen sogenannten Freund, der mich durch eine längere Ansprache auszeichnete. Und ich sehnte mich nach einer Tasse Kaffee.

Da rief ich verzweifelt dem Schaffner zu: „Wie lange haben wir noch Aufenthalt?“

„Bis 5.04!“
Ich schaute nach meiner Jubiläumsuhr: sie zeigte 5.01, ich habe also noch drei Minuten Zeit.

„Kellner! Kellner! Kaffee!“
Ich legte dem Kellner ein Fünfzig-Pfennigstück auf das Brett und wollte gerade nach der Tasse greifen, da heißt's nervenquälend: „Einsieigen! Höchste Zeit!“

Ich konnte gerade noch in den Wagen springen, da ging es auch schon heidi! Die fünfzig Pfennig hat der Kellner zum Andenken an mich in der Eile eingesteckt. Im Vorüberfahren verglich ich meine Uhr mit der des Bahnhofs — sie ging zwei Minuten zu spät, obwohl ich sie tags zuvor genau nach Bahnhofszuhr gestellt hatte.

Ich stelle sie wieder und wieder. Alle Tage. Ich regulierte am Steuer im Innern. Ich schob das Steuer nach dem A zu. Ich wußte, wie man regulieren muß: geht die Uhr nach, dann schiebt man den Regulator nach dem A zu, das heißt Avanzieren. Nach dem R zu rückt man die Nadel, wenn die Uhr zu schnell geht, wenn sie also Retrieren soll. Ich rückte die blitzende Stahlnadel erst um einen Millimeter nach dem A, dann um zwei, um das Nadelwerk zu schnellerer Gangart zu zwingen.

Die Uhr pfiß mir was. Ich drehte schließlich die Nadel im Innern der Uhr bis an den Rand. Wenn ich nun hätte noch weiter drehen wollen, dann hätte an die Uhr erst angebaut werden müssen. Das Resultat blieb immer daselbe. Täglich blieb das Musterstück fünfviertel Minuten zurück. Ich verpaßte Züge. Ich kam zu spät in's Theater und mußte vor der Türe stehen bleiben, bis die Overture gespielt war. Ich gondelte einige Minuten zu lange und mußte den doppelten Fuderpreis zahlen. Ich mußte Unannehmlichkeiten hunderterlei Art über mich ergehen lassen.

Statt der Aufzählung all dieser bösen Erlebnisse lieber etwas Statistik. Sobald ich auf die Jubiläumsuhr schaue, steigen vor meinen Augen nämlich Ziffern auf. Endlose Zahlenreihen wideln sich um die zwölf Stundenziffern,

„Sie können froh sein; Sie haben einen alten Erben.“ — „Froh kann ich erst sein, wenn ich nicht mehr habe.“

Beinahe. Frau erwartungsvoll zum Gatten, der auf dem Gericht war: „Nun?“ — Mann: „Freisprechen, bis auf lum-pige vierzehn Täg!“

Vom Kasernenhof. Wachtmeister (bei einem Appell mit Drillganzug): „Leute, heute muß der Kasernenhof ausschauen wie so 'ne weiße Woche bei Wertheim!“

Seufzer. Eulalia (als drei Frauen sich zu ihr auf die Bank setzen): „Natürlich, daß ja nicht Platz für einen jungen Mann bleibt!“

Sinnig. „Was, dreißig Jahre bist du schon bei Oberkon-sistorialrats! Was hast du denn zu deinem Jubiläum von deiner Herrschaft bekommen?“ — Dienstmädchen: „Eine Grabstelle hat sie mir gekauft.“

Neugierig. Magl: „Du, Vater, stinkt a Luftballon aa?“

Humor vor Gericht. Richter: „Sie sind Witwe, Frau Kranz-huber?“ — Zeugin: „Manu, dagegen würde mein Mann auf das Akkordentschieden Protest einlegen!“

Belohnung. Gast: „Heute habe ich die ganze Nacht Flöhe gefangen!“ — Hotelier: „Wirklich? Dafür dürfen S' einen Tag umsonst wohnen!“

Literatur.

Nikolaus Klothhuber, Unter der Fidelehaube. Zehn Militärhumoresken. 79 Seiten mit 38 Illustrationen. Preis broch. 1,75 Mk., geb. mit Goldschnitt 2,50 Mk., Verlag von M. Ernst, München. In fließender Sprache schildert der Ver-fasser sein Selbsterlebtes so lebendig, daß der Leser Zeile für Zeile mit durcherlebt. Militärhumoresken nennt er die vor-liegende Summe aus seiner Einjährig-Freiwilligen Dienstzeit; und ohne Groll lesen sich die zehn Abschnitte, wie alles Reife und Bessere sich aus selbst trübten Erinnerungen gibt.

Trotz des entfalteten Humors will der Verfasser ernst ge-nommen sein. Wüßte ich nicht genau, sagt der Verfasser, daß von Köpenick nach Jena kein sehr weiter Weg ist, so existierte dieses Wüßlein nicht. Die Ausgabe erregt auch auf dem Weihnachtstische Freude. Sie bildet eine schöne und nützliche Gabe für unsere Söhne, ob sie nun im Militärrock stecken oder nicht.

Von der „Neuen Zeit“ (Stuttgart, Paul Singer) ist das 7. Heft des 28. Jahrganges erschienen. Aus dem Inhalt des Heftes heben wir hervor: Die öffentliche Meinung. — Die Wahlen in Baden. Von G. A. Lehmann. — Die Landtags-wahlen in Sachsen. Von Hermann Fleißner. — Die politische Situation in den Vereinigten Staaten und die Sozialistische Partei. Von L. B. Voudin (Newyork). — Technisch-wirtschaft-liche Rundschau. Von Rich. Woldt. — Literarische Rundschau: Nauticus, Jahrbuch für Deutschlands Seeinteressen. Von Karl Nabel. — Notizen: Nochmals die Civic Federation. — Zeit-schriftenchau.

Probenummern stehen jederzeit zur Verfügung.

Vom „Wahren Jacob“ ist die 28. Nummer des 28. Jahr-ganges erschienen. Sie hat folgenden Inhalt:
Bilder: Friedrich Schiller. Für den Wahren Jacob gemalt von Hans G. Jentsch. — Monarchen Europas, wäz-zel euzr heiligsten Güter! — Der Nachfolger Philipps II. — Spanische Bravos. — Gute Vorsätze. — Der teure Stier. — Der pflichteifrige Reichstangler. — Der Junker in Nöten. — Die liberale Einigung in Bayern. — Aus Hamburg.

Legt: Alles rot! Von J. S. — Der rote Jäger. — Ferrer. — Spanische Romane. Von J. S. — Der Zündholz-rieger Von Iino. — Dieber Jakob! Von Jothilf Kaufe. — Schiller. Von J. S. — Einst kommt der Tag. . . Von Klara Wilm-Schuch. — Eine sozialpolitische Enquete. Von L. — Kirchenflucht. Von P. C. — Sie und Er. Von A. L. — Die Katastrophe im Pfarrhaus. — Die neue Brücke. Von Max Eifelberg. — Emil, Skizze von Ernst Pregelang. — Der Fern-denzprofessor. Von P. C. — Summa summarum. — usw.

„Lieber Mann, nehmst du nicht die Vorbereitungen fern aus der inneren Eigenart des fremden Volkes und Landes. Die gahlveide Jubelüberschuldung spendete lebhaften Beifall. Die Repro-dukktion der Bildbilder hatte Herr Privatier Ed. Polletsched freundlichst übernommen.“

Allerlei.

Eine Frauenzeitschrift in Konstantinopel. Ende vorigen Jahres wurde in Konstantinopel die erste nach europäischem Muster gedachte Monatschrift für türkische Frauen, Mehäfin genannt, begründet. Ihr Verispruch war der eines angesehenen Weisen des Islam: „Die Frauen sind bei jedem Volke der Maß-stab des Fortschrittes.“ In diesem Sinne stellte sich der Heraus-geber, Asaf Muammer Bey, die Aufgabe der geistigen und sitt-lichen Hebung der türkischen Frauenwelt. Der Gewinn sollte gegenüber diesem idealen Ziele ganz im Hintergrunde stehen. Wirklich war die Zeitschrift bei vielseitigem und gediegenem In-halte und trefflicher Ausstattung und Illustrierung ungemein billig; allein der Erfolg entsprach, wie das Buchhändler-Vörfen-blatt mittelst, auch nicht den bescheidensten Erwartungen. Nach dem Mißerfolge der ersten Nummer versuchte der Herausgeber durch die Beigabe von Schnittmustern und ähnlichen Mitteln das Interesse der türkischen Frauenwelt zu erwecken; allein von der letzten Nummer konnten nicht mehr als 400 Stück verkauft werden und es blieb hiernach sehr fraglich, ob die türkischen Frauen für ein solches Unternehmen bereits reif sind.

Der Tod im Hochgebirge. Im Tagebuch des Heimgärtners (Oktoberteil des „Seimgartens“) gibt Peter Mosegger eine Schild-derung vom Tode im Hochgebirge. Auf der kärntnerischen Seite des Tauerngebirges, heißt es, da hat mir ein Fremdenführer das folgende erzählt: Jez Mar and Joseph, was sein schon für Leut' j'grund 'gangen übers Gebirg! Neun Stunden weiblich ist's übrig ins Salzburgisch. Erst vor eilfichen Jahren hab ich ihrer zwei g'funden in einem Monat. Gar nit weit auseinand'. Weil ich mich im Nebel selber vergangen hab'. Durch so eine Steinspalten hab ich schließen müssen, weil schon kein andrer Ausweg ist g'west. Denk ich: Was, daß da ein blaues Papier liegt in der Spalten! Ist aber der Felsen gewest von einem blauen Hemd; bei uns herüber tragen sie's nit so. Und ich sehe daneben schon die weißen Zäh'n und den ganzen Schädel. Der hat ausg'schaut. Das Biefr hat vom Fleisch nit mehr viel über-g'lassen — nur die Knochen. Weiter hab ich nit mehr eing'schaut, bin auf und einen halben Tag g'laufen bis zu unsrer Bezirks-hauptmannschaft. — Der andre, später, is in einem Steintar ge-legen, hat ihn schon das Eis zudecken wollen. Der ist nur gleich so auseinandergefallen, wie sie ihn aufgehoben haben. Der erst' war ein junger Handwerksbursch aus dem Wöhmerland, der zweit' ein Schustergefell aus Oberösterreich, so weit hat's können richtiggestellt werden. Wie's hergegangen is, weiß man nit. G'habt hat keiner nit, siebenunddreißig Kreuzer haben s' beim Schuster gefunden und Handwerkszeug, auch Schzeug, Messer, Gabel und Löffel. Beim andern gar nit. Unfere G'meinde hat nit schlecht g'schimpft. Wenn d' wieder einmal einen findst, so laß ihn liegen und halt's Maul, haben sie gesagt. Unter fünf-zehn Gulden is das zunichtest Knochengerißl nit vom Gebirg zu schaffen und in die Erd zu bringen. Weil ich sie enten auf der Salzburger Seiten g'funden han, so haben sie gleich hinüber-geschrieben, die Salzburger sollten für die Bestattung sorgen. Na lek! Die haben gesagt: Wenn sich um einen Fund niemand meldet, so gehört er dem Finder. Jezt hat's hergeschaut, als wenn ich die Begräbnis bestreiten sollt'. Da bin ich her und sag't dem G'meindeobstund ins G'sicht. Ein spottschlechter Noßhalter bin ich, aber die Begräbnis bring ich auf, wenn's ent nit schamt! Haben sie sich doch g'schamt und jeder hat sein Sach' umsonst ge-tan dabei, sogar der Weiffling. Na ja, ist ja ein Werk der Warm-herzigkeit — die Toten begraben; wird wohl eh dabei mehr ge-schimpft als gebetete worden sein. Meineweg' ich flaub' seitdem keinen mehr auf und sollen ihrer noch so viel liegen bleiben im wilden Birg.“

Aus den Witzblättern.

„Meggendorfer Blätter.“

Der Grund. „Warum habt ihr von eurer Reife nie eine gemeinjame Ansichtskarte geschrieben?“ — „Na, wir waren eben immer verschiedener Ansicht.“

Minuten scheinen die Bissen sogar mir frech ins Gesicht zu laden.

Zeh erhielt die Uhr nach 25 Jahren. 25 mal 52 Wochen sind zusammen 1300 Wochen. 1300 mal 1,50 Mk. sind zusammen 1950 Mark oder 19 500 Groschen oder 195 000 Pfennige. Ich habe die Uhr jetzt 3 mal 25 Wochen. In dieser Zeit war sie 25 mal je 2 Wochen zusammen also 50 Wochen oder 350 Tage beim Uhrmacher. Wenn ich annehme, daß in 50 Wochen zu je 6 Arbeitstagen gerechnet, der Uhrmacher pro Tag nur 10 mal ärgerlich in die Uhr hineingeguckt hat, dann hat er 3000 mal den Deckel geöffnet und denselben 3000 mal wieder geschlossen. Diese zusammen 6000 Handgriffe, zu denen noch mindestens 24 000 rein technische Operationen kommen, stellen ungefähr den zehnten Teil der Uhrbedeckelöffnungen dar, die ich selbst vorgenommen habe. Ich habe verzweifelt in die Uhr gebläsen hineingeredet, hineingefungen, hineingepfiffen, hineingelacht und hineingeweint. Ich habe zu der Jubiläumshuhr gesagt: ich habe dich so lieb, du bist mir so teuer, du bist mir ein ehrendes Angebinde, du bist mir beinahe, was dem General von 70—71 das eiserne Kreuz erster Klasse, was dem Mittelbeamten nach einem Vierteljahrhundert Dienstzeit und dem Sagenbeckischen Regier nach seiner Vorstellung vor dem Kaiser die Verdienstschmalle ist. Du bist mein Stolz, meine Freude, mein Kleinod, mein Liebling, mein Schmuckstücken.

Das hat alles nichts genützt. Sie ging pro Tag fünfviertel Minuten nach. Dann ging ich wieder zum Uhrmacher, zum 21., zum 22. und zum 23. male. Das Resultat war immer dasselbe. Ich mußte Vertrauen zu der Uhr haben, mußte mich an sie gewöhnen, sagte mir der Uhrmacher und drückte mir das herzige Ding in die Finger. Jetzt ginge sie auf die Sekunde.

Das alte Lied! Ich hatte sie von neuem gestreichelt, geberzt und flehentlich gebeten. Jetzt redete ich ernsthaft mit ihr. „Ich bringe dich noch einmal zum Uhrmacher, dann ist Schluß, dann müßt du sterben, dann holt die der Teufel. Dann fliegst du an die Wand, da, wo sie am härtesten ist.“

Sie schien zu seufzen, sie pustete hörbar und schien sich zu eilen. Nur eine Minute ging sie am ersten Tage nach, dann aber wieder fünfviertel. Mitleid kam wieder über mich. Ich konnte sie nicht töten. Ich schickte sie dem, der sie mir feierlich überreicht hatte, mit der Bitte zu: tausche du sie um, lieber Konrad, oder gib mir das Geld, das sie gekostet hat, damit ich mir selbst eine Jubiläumshuhr kaufen kann!

Der dickbäuchige Konrad war gerade so herzlos wie meine Uhr. Er ging wieder mit der Mühe zum Uhrmacher, der sie nun zum 25. Male schmierte und feilte. Nach drei Wochen erhielt ich sie wieder: „Jetzt geht sie“, wurde mir gesagt.

Sie ging natürlich nicht. Sie konnte es einfach nicht. Sie konnte in 24 Stunden nicht mehr als 23 Stunden 58 Minuten und 45 Sekunden leisten.

Ich suchte mein stürmisch pochendes Herz zu beruhigen. Ich zählte bis hundert, als das nichts half, trank ich einen Steinbeger und einen Kognak, es können auch je zwei gewesen sein. Das war vor der Leipziger Kriegserklärung an den Schnaps. Ich beguckte mein Kleinod wieder, ich gab ihm die besten Worte. Viebes Uehrchen, sagte ich, geh doch nur einmal einen Tag ganz genau. Ich will alles tun für dich, was ich kann. Ich habe dich schon geschmiert mit Müßel, mit Spardöl, mit Terpentin, mit Wenzin, mit Petroleum und reinem Hausmacher-Wurstfett. Ich will nicht knickerig sein, ich will es nun auch noch mit besser Süßbutter versuchen. Ich schmierte sie, schmierte sie splendid. Dann bettete ich sie behutsam in der warmen linken Westentasche, in unmittelbarer Nähe meines Herzens.

Als ich am andern Morgen den Zug verpaßt hatte, weil ich zwei Minuten zu spät kam, da warf ich, heimgekehrt in meine Kasse, die Jubiläumshuhr an die Wand und machte so ihrem schändlichen Dasein ein Ende.

Ich hatte es längst kommen sehen das Unglück. Ich wußte, daß die Trennung zwischen ihr und mir nach einer furchtbaren Katastrophe eintreten würde. Ich wußte, daß

sie falsch, im Grunde ihrer fünfzehn Steine verborgen war bis auf das kleinste Rad. Aber die Heimblicke, die sie mir in der letzten Sekunde ihres erdärmlichen Daseins noch angetan, hatte ich nicht erwartet. Für den zertrümmerten Spiegel, in den sie von der Wand aus absprang, hätte ich gut zwei Jubiläumshuhren kaufen können. Jetzt hängt ein zweckmäßiger, solider Uhrschlüssel an meiner Uhrkette. Wir beiden kennen uns, wir verlassen uns aufeinander, wir bleiben uns treu.

Sehnsucht!

Durchs Werkstattfenster im Hinterhaus Werf ich einen flüchtigen Blick hinaus. Der Himmel ist klar, die Sonne lacht Noch einmal über die herbliche Pracht.

Und leise Sehnsucht wird in mir wach, Gar mächtig lodet der sonnige Tag; Ich möchte wandern durch Wald und Feld, Mächt' rulos durchstreifen die weite Welt.

Doch schnell erweckt mich aus diesem Traum Ringsum der Lärm in dem Arbeitsraum. Am Himmel erglöh schon Abendrot, Ich fronde noch immer uns tägliche Brot.

H.n.

Fremdwörter.

- Ballonnet** (franz.) Kleiner Ballon.
- Bourgeoisie** (franz. sprich Burschoasch, Ton auf der Endsilbe, das o kurz, das sch ganz weich ausgesprochen) das Bürgertum als Klasse, im Gegensatz z. B. zum Proletariat. Bourgeois (sprich Burschoa, Ton auf der kurz ausgesprochenen Endsilbe) der Angehörige der Bürgerklasse, der „Mastbürger“.
- Brahma**, höchster Gott der Inder.
- Chronisch** (griech. chronos = Zeit) andauernd, langwierig.
- Delinquent** (lat. Ton auf der Endsilbe) Missetäter, Verbrecher.
- Dissonanz** (lat. Ton auf der Endsilbe) Mißklang.
- Draconisch** (abgeleitet von Dracon, Gesetzgeber der alten Athener) übermäßig streng, von grausamer Härte.
- Exmision** (lat. exmisso = der Hinauswurf) gerichtliche Ausweisung aus der Wohnung.
- Firmament** (lat.) Himmelsgewölbe, Sternenhimmel.
- Gestikulieren** (lat. gestus = die Gebärde) heftige Gebärden machen, besonders Bewegungen mit Händen und Armen.
- Hygiene** (griech. hygeia = Gesundheit) Gesundheitslehre, Gesundheitspflege, hygienisch = gesundheitslich.
- Konsument** (lat. consumere = verbrauchen) Abnehmer, Käufer.
- Misere** (franz.) Elend, Jammer.
- Monopol** (griech. Ton auf der letzten Silbe; monos = allein, polein = verkaufen) Alleinhandel; das einer Person oder Körperschaft verblehene Recht, die Herstellung oder den Verkauf einer bestimmten Ware ausschließlich zu betreiben.
- Orthodox** (griech. orthos = recht, doxa = Glaube) rechtgläubig — meist im Sinne des beschränkten Buchstabenbegriffens.
- Pädagog** (griech. pais = Kind, agein = führen) Jugendbergeber.
- Pakt** (lat.) Vertrag.
- Panit** (griech. Ton auf der ersten Silbe) grundloser, alles mitreißender Schrecken.
- Plenarversammlung** (lat. plenus = voll) Vollversammlung, Versammlung der Gesamtheit.
- Professionell** (lat.) berufsmäßig.
- Rabatt** (ital.) Nachlaß, den der Verkäufer am ursprünglich festgesetzten Preise einer Ware gewährt.
- Raffinerie** (franz.) Zuckerriederei.
- Reliquie** (lat. reliquiae = Ueberbleibsel) Ueberreste von Personen, die in einer Religion als heilig gelten, z. B. Knochen von „Heiligen“ der katholischen Kirche. Gegenstände der Erinnerung an eine verehrte Person.
- Risiko** (ital.) Gefahr, Waqnis.
- Rubrit** (lat. rubrica = Rötel) die früher rot geschriebenen Titel und Ueberschriften; Abteilung, Spalte.
- Sektion** (lat.) Abteilung.
- Sensation** (lat. Ton auf der Endsilbe) starke Empfindung, überwältigender Eindruck; das Aufsehen, das etwas erregt. Sensationell = Aufsehen erregend.

- Tattoman** (arabisch) Schutzgäuber.
- Variete** (franz. sprich warieleh, Ton auf der Endsilbe; wörtlich: Mannigfaltigkeit, Abwechslung) Theaterbühne, auf der in buntem Wechsel Musik- und Gesangsvorträge, Kunststücke, Tänze usw. vorgeführt werden. Die Künstler des V. bezeichneten sich als **Artisten**.
- Vegetation** (lat.) Pflanzenwuchs.
- Wohlfühl** (lat.) Beförderungsmittel.

Arbeiter-Gebote.

(Fortsetzung.)

Du sollst keinen Hunger leiden. Siehst du, es fällt kein Sperling vom Dache aus Hunger, kein Wurm kriecht im Grase, der sich nicht sättigt; kein Fisch schwimmt im Wasser, der ver-schmachtet. Und du, Mensch, mußt Hunger leiden? Warum das? Du hast du nicht das Ackerfeld; reifen dir nicht die Aehren unter der Hand; hast du nicht selber das Brot; brichst du nicht selber die Frucht vom Baume? Warum sollst du Hunger leiden? Ein Narr, der für andere arbeitet und für sich hungert.

Du sollst nicht in zerrissenen Kleidern gehen. Die Weidchen auf den Wiesen, die Rosen in den Gärten haben schimmernde Gewänder an; der Vogel trägt ein schmales Federkleid; der Wär hat einen warmen Pelz. Warum hast du Schlack gesät und die Seide geponnen? Warum willst du in Lumpen gehen?

Es gibt nur eines, von dem allzuviel nicht ungesund ist: die Gesundheit! F. L., Müppurr.

Aus allen Gebieten.

Theater, Kunst und Wissenschaft.

Näuber-Verballhornung. Der bekannte Hofschauspieler Ab. Wofse erzählt in einem Feuilleton „Der mißhandelte Schiller“ in der „Deutschen Tageszeitung“ u. a. folgende „Schiller-Anekdote“: Zur Erheiterung aller Schillerverehrer will ich einen Zettel hier folgen lassen, den ich, ein dramatischer Embryo, vor 22 Jahren höchstselbst in den Dörfern des Salzammerguts in die Bauernhäuser getragen habe. Ich füge gleich hinzu, daß ich in dieser denkwürdigen Vorstellung den Hermann, den Daniel und den Vater spielte, außerdem hinter der Szene Volksgemurmel und Sunbegebell markierte, die große Trommel schlug, viele alte Donnerbüchsen loschoß und zum Schluß mit bengalischem Rotfeuer das Reichensfeld magisch beleuchtete.

Geute! Im roten Ohren: Die Näuber oder: „Die feindlichen Brüder“ oder:

„Allmächtiger Gott, der Sohn hat seinen Vater erschlagen!“ Großes Schauspiel nach Schiller von Franz Xaver Kleiberped.

1. Abteilung: Aber ist euch auch wohl, Vater?
2. „ Franz heißt die Kanallie.
3. „ Weh dem, der lügt!
4. „ Die Greuel in die böhmischen Wälder.
5. „ Liebe ist das höchste!
6. „ Der Graf im Hungertum.
7. „ Kränen kommen aus dem Rauch!
8. „ Ende gut, alles gut!

Zum Schluß: Großepotiose bei Kunstfeuerwerk. (Folgt das Personenverzeichnis.)

Kinder, Hunde, Volk und Soldaten beiderlei Geschlechts. H. B. Dieses mit dem Staatspreis (1) gekrönte Stück habe ich gewählt, um dem verehrungswürdigen Publico zu zeigen, wohin Hst, Lüge und Verrat führen kann, wie erquicklich andererseits aber auch Liebe ist! Wer die Folgen von ver-torenen Familienglück sich veranschaulichen will, wer sehen will, wie auch dem gesunkensten Menschen noch eine Umkehr zum Guten möglich sei, der komme in die heutige Vorstellung, in der alle meine besten Kräfte mitwirkten. Der Eingang ist durch den Hausflur.

Hochachtungsvoll Direktor Franz Xaver Kleiberped, Inhaber eines 1. 1. Kunstpatents.

1. Platz 30 Kreuzer, 2. Platz 20 Kreuzer, 3. Platz 10 Kreuzer. Um dem ganzen etwas Humor zu verleihen, legte sich der

Director als Karl Moor das Couplet ein: „Der Mensch ist nicht als eine schwarze Hosen“, das er sich auf einer zufällig an einem Baum der böhmischen Wälder hängenden Guitarre begleitete.

Wie Schiller beerdigt wurde. In der 6. Abendstunde des 9. Mai 1805, im 46. Jahre seines Lebens, verschied Friedrich von Schiller, nur umgeben von den Seinen. Es war bestimmt worden, den großen Toten am Sonntag, den 12. Mai, zu bestatten, und die trauernde Familie hatte die Beerdigung dem Oberkonfistorialrat Gintler übertragen. Nach gewohntem Brauch sollte der Sarg von Handwerkern getragen werden. Da aber der Leichnam zu schnell in Verwesung überging, wurde er schon in der Nacht vorher zu Grabe gebracht. Auf Anregung des nachmaligen Weimarer Bürgermeisters Schwabe fanden sich schnell zwanzig junge Gelehrte, Künstler und Beamte als Träger. Still und ernst begab sich nach Mitternacht der kleine Zug von Schwabs Wohnung aus nach Schillers Hause. Hell leuchtete der Mond, nur zuweilen verdundelt durch langsam dahinziehende Wolken, kein Mensch war vor dem Hause und in den Straßen; tiefe lautlose Stille herrschte in der schlafenden Stadt. Feierlich ging der Zug dann durch die Eplanade über den Markt nach dem alten Kirchhofe vor der St. Jakobskirche. Gleich rechts am Eingang vor der Tür des sogenannten Kassengebüdes setzten die Träger die Bahre mit dem Sarge nieder. Der Totengräber und seine drei Gehilfen öffneten eine Falltür, und an Seilen wurde nun der Sarg in die finstere Gruft hinabgesenkt. Kein Trauergefang, kein Gebet, kein Wort unterbrach die Stille der Mitternacht. Drei Taler kostete der Sarg. Seit 1827 aber ruhen die Gebeine des Dichters in der Weimarer Fürstengruft. So einfach und arm, wie er am Ufer des Nedars in einer dürftigen Wäldertube das Licht der Welt erblickte, so einfach verließ er am Ufer der Elm wieder die Welt.

M. Badischer Kunstgewerbeverein. Am vergangenen Donnerstag Abend hielt in Karlsruhe Herr Direktor Dr. Brinkmann aus Hamburg einen interessanten Vortrag über Kunst und Handwerk der Japaner, ihre Bedeutung in ihrem Haushalt, ihr Verhältnis zur Natur und Dichtkunst. Der Redner erinnert an die vor wenigen Tagen erfolgte Ermordung des japanischen Ministers Marquis Ito, der vor allem dazu beigetragen habe, daß sich Japan in den letzten Jahrzehnten der westeuropäischen Kultur erschlossen habe. Das Jahr 1868 scheidet das alte Japan von dem neuen, das eine ganz beispiellose Entwicklung zu verzeichnen hat. In den darauf folgenden, sehr sachkundigen Darlegungen schilderte sodann der Vortragende Kunst und Handwerk des alten Japan. Das Mutterland der alten japanischen Kunst sei China, sie stehe zur chinesischen etwa in demselben Verhältnis wie die römische zur griechischen. Doch hätten sich die aus China stammenden Anregungen mit der Eigenart des japanischen Volkes und der Natur des Landes verschmolzen. So sei eine nationale Volkskunst entstanden, deren Schwerpunkt in der Malerei und einigen kunstgewerblichen Techniken, besonders der Lackmalerei, liege. Die Architektur sei ganz unbedeutend und zu keinen höheren Ausdrucksformen gelangt. Auch die Bildhauerei sei in ihrer Entwicklung zurückgeblieben. Im Mittelpunkt der japanischen Kunstübung stehe die Malerei, ihre Bedeutung liege aber darin, daß sie das Kunstgewerbe befruchte. Denn die Japaner seien ein technisch veranlagtes Volk, zugleich gehe das Streben jedes Meisters dahin, die erlangte Geschicklichkeit auf Sohn und Enkel zu vererben und sie durch diese demöglichst zu heiligen. Auszünni seien die japanischen Kunsttöpfereien, Porzellane und Steingewügefäße, ebenso ihre Seidenwebereien für Wandschirme und Gewänder. Ihre bedeutendsten Leistungen gehörten dem Gebiete der Lackmalerei an, der technischen Vollkommenheit ihrer Ladarbeiten könnten wir nichts Entsprechendes an die Seite stellen. Die Ausstattung des Hauses, das sie von den Chinesen übernommen, sei sehr einfach; Möbel in unserem Sinne, Stühle, Tische, Betten brauchten sie nicht, da sie auf dem Boden sitzen und auch ihre Matratzen darauf legen. Da gäbe es keine Schaustellung des ganzen Kunstbesitzes, keine Nipp-sachen, keine Blumenvasen ohne Blumen. Jedes Ding müsse einen vernünftigen Zweck erfüllen und sei für diesen Zweck möglichst vollkommen geschaffen. Das ganze japanische Volk lebe in und mit der Natur und ihre Kunst stehe im engsten Zusammenhang mit ihr; aber diese Kunst sei zugleich poetisch und abhängig von den alten Dichtungen mit ihrer tiefen Naturauffassung. — An der Hand zahlreicher Lichtbilder erläuterte der Vortragende seine Ausführungen. Zum Schluß warnte er bevor die Greuquiffe